Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 15

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 15
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669303

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XL. Jahrgang | Zürich, 1. Mai 1937 | Heft 15

Pfingsten.

Zwischen Tulpenflammen und Narzissen
Springen unter schweren Fliederbüschen
Kleine Mädchen losen Haars im Garten.
Lerne, Herz! Die kleinen Mädchen wissen
Mehr vom Glück als du; mit ihrem Springen
Loben sie den heiligen Geist der Pfingsten
Zwischen Tulpenflammen und Narzissen.

Denn der heilige Geist ist ausgegossen
In den glutenbunten Tulpenflammen,
Und er heißt: Seid fröhlich, Menschenkinder!
Jede Blume, glorienumflossen,
Ist, dem Haupt Mariens gleich, ein Abbild
Milder, tiefer, süßer Gottesliebe ...
Denn der heilige Geist ist ausgegossen.

Otto Julius Bierbaum.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

15

Huldreich Rot machte früh am nächsten Vormittag den Besuch im Gasthof zum Kreuz. Als er auf den freien Platz vor dem Hause trat, wunderte er sich. Ein Wagen voll Gepäckstücke stand zur Abfahrt bereit. Rot wußte, daß wenige Gäste mehr im Hause waren. Er war neugierig, ob sie alle abreisten, da diese Fülle von Koffern verladen wurde. Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke. Frau Deutsch! Aber er lächelte gleich darauf ungläubig und stieg die Treppe zur Haustür hinauf. Frau Trina begegnete ihm unter derselben. Der Ausdruck ihres Gesichtes fiel ihm auf. Sie strich sich mit der Hand erregt den schwarzgrauen Scheitel glatt, als sie ihn erblickte und seinen Gruß hörte.

„Nun", sagte sie kurz mit der eckigen Schulter in der Richtung nach einem nahen Fremdensaale deutend, aus dem Stimmen und Lachen hörbar wurden. Auch in dieser Bewegung lag die zornige Entrüstung, die aus ihren faltigen Zügen sprach. Sie schien vorauszusetzen, daß Rot um den Grund ihres Zornes wisse.

Dieser fragte, was es gebe.

„Sie reisen ab," sagte Frau Trina und trat ihm voran in ihre kleine Schreibstube.

„Frau Deutsch?" fragte Huldreich. Das Herz klopfte ihm.

„Ja, sie," entgegnete Frau Trina. „Und nicht allein sie."

„Wir hätten es wissen sollen," fuhr sie in bitterem Tone fort. „Das kommt nicht über sich selber hinaus. Wer im Sumpf sitzt, bleibt im Sumpf."

Sie wandte sich ab, verschob mit harten, hastigen Griffen ein paar Gegenstände auf dem nahen Tisch, den einen dahin, den andern dorthin. Darüber bezwang sie ihre Erregung. Dann nahm sie

eine fertiggestellte Rechnung auf, klingelte und hieß das Stubenmädchen, das eintrat, das Blatt zu Frau Deutsch tragen.

„Sie haben sich umsonst Mühe gegeben," sagte sie zu Huldreich, als das Mädchen sich entfernt hatte. Sie hatte nun wieder ganz ihre mütterlich überlegene Art, wollte ihm zeigen, daß sie sich mit der Enttäuschung abgefunden, und ihn lehren, es ihr gleichzutun.

Huldreich vermochte noch immer nicht, klar zu denken. So überraschte ihn das Vorkommnis.

„Ich will mit der Frau sprechen," sagte er.

„Gut," stimmte Frau Trina bei. „Verbergen Sie ihr nicht, was Sie von ihr halten."

Dann ging sie selbst, Frau Deutsch Rots Ankunft zu melden.

Diese erwartete Huldreich in demselben Zimmer, in dem Johanna am Abend vorher gesessen hatte. Es war ohne Beleuchtung und im grauen Licht eines wolkigen Tages noch düsterer als gestern. Frau Deutsch stand am Fenster und schaute in die Straße, als Frau Trina selbst dem Pfarrer die Tür öffnete. Sie trug schon Hut und Mantel, ersteren federbesetzt, letzteren gelb, wehend und weit, auffallend, wie sie gewohnt war, sich zu kleiden. Sie kam dem Pfarrer mit der Sicherheit der großen Dame entgegen. Aber er fühlte die Hast heraus, die in ihrem Benehmen lag. — „Sie wundern sich, daß wir so plötzlich abreisen," sagte sie, alles, was sie bewegte, unter einem eiligen Sprechen verbergend. „Wir glaubten nicht einmal Zeit zu haben, Ihnen noch Ade zu sagen. Nun trifft es sich vortrefflich, daß wir Sie noch sehen."

Huldreich Rot sah sie fassungslos an. Zum erstenmal in seinem Leben verlor er die Sicherheit. Er übersah die Hand, welche die Frau ihm bot. Seine Rechte legte er unwillkürlich auf die weiche Lehne eines nahen Stuhls; sie war unsicher, so daß er froh war, für sie einen festen Halt zu finden. Eine ruhige Vornehmheit lag dennoch in seiner Haltung. Frau Deutsch wurde unwillkürlich an alles erinnert, was zwischen ihnen vorgegangen. In diesem Augenblick regte sich noch einmal ihre ganze Sehnsucht nach Reinheit, nach etwas Besserem, als bisher in ihrem Leben gewesen war. Das schwächliche Verlangen flackerte auf wie eine müde, in sich zusammensinkende Flamme. Sie fühlte einen kurzen, wilden Schmerz, kämpfte sichtlich mit sich. Ihre Finger nestelten nervös an ihrem Mantel.

„Herr Geßner hat uns eingeladen, meine Tochter und mich," stieß sie verwirrt hervor.

„Und Sie gehen wirklich?" fragte endlich Huldreich Rot.

Frau Deutsch wendete sich dem Fenster zu. „Jetzt oder später — es wäre doch dazu gekommen," sagte sie mit gepreßter und schwerverständlicher Stimme. Unsre Wege sind geschnitten. Wir m ü s s e n sie gehen. Ich habe eingesehen, daß wir dem nicht entrinnen, was uns bestimmt ist."

„Wenn man nicht schwach wäre, entränne man wohl," sagte Huldreich. Er sah, daß seine Worte nichts mehr fruchten würden.

Frau Deutsch antwortete nicht. Sie blickte auf die Straße hinab. Rot konnte nicht sehen, was in ihr vorging.

Da tat sich eine Zimmertür auf. Geßner trat auf die Schwelle, äußerte eine Entschuldigung gegen den Pfarrer und meldete Frau Deutsch, daß unten der Wagen schon warte.

„Fräulein Johanna ist vorausgegangen," setzte er hinzu.

Als er sah, daß Frau Deutsch sich anschickte, von Rot Abschied zu nehmen, entfernte er sich mit einer Verbeugung.

„Leben Sie wohl, Herr Pfarrer," sagte die Frau, Rot die Hand reichend. „Ich danke Ihnen, was Sie an uns getan haben." Ihre Worte waren kaum mehr verständlich. Sie hatte Mühe, das Weinen zu verbeißen.

Huldreich Rot drückte ihre Hand und gab sie frei, trat zur Seite und ließ sie vorübergehen, ohne zu wissen, was geschah. Er schämte sich; das Gesicht wurde ihm ganz heiß. Er hatte lange Zeit mit diesen Menschen verkehrt, die sich zur Reise schickten! Eine Art Freundschaft hatte ihn mit ihnen verbunden! Sie schienen ihm anhänglich, und er hatte ihnen zu nutzen gesucht! Sie hatten in sein Leben gehört und in seine Freude am Leben! Nun gingen sie hinaus! Sie hatten Ziele, die außerhalb dessen lagen, was ihn anging, Ziele, die sie ganz erfüllten, so daß sie ihn und was er ihnen tun konnte, zu entbehren vermochten. Sie gingen! Auch sie! Wie jene andern beiden, die sie vor kurzem begraben hatten! Seltsame Welt, welche die Menschen zusammenführte, eine Weile nebeneinander gehen ließ und wieder trennte und einander entfremdete! Seltsame Welt!

Plötzlich empfand er, daß er hier nichts mehr zu suchen hatte. Er nahm seinen Hut von dem Stuhl, auf den er ihn gelegt hatte. Mit vorsichtigen, scheuen Schritten verließ er das Zimmer, ging durch den Flur nach der Terrasse und über

die Treppe hinab. Wenn nur niemand ihm begegnete!

Niemand begegnete ihm. Aber der Wagen, der Frau Deutſch und die andern aufnehmen ſollte, ſtand noch da; die Reiſenden ſchienen aufgehalten worden zu ſein. Frau Deutſch ſetzte ſich eben bequem auf einen der Rückſitze. Sie ſprach noch immer mit nervöſer Haſt und viel, bald zum Kutſcher, bald zu Geßner, der beſchäftigt war, einige kleine Gepäckſtücke der Damen im Wagen unterzubringen. Johanna ſtand noch in der Straße. Eines der Zimmermädchen aus dem Gaſthauſe unterhielt ſich flüchtig mit ihr. Sie war die einzige, welche die Gäſte verabſchiedete, während Frau Trina ſich ſonſt nicht nehmen ließ, perſönlich der Abreiſe ihrer Kunden beizuwohnen. Johanna empfand das Demütigende, das darin lag, daß die aufrechte Frau Trina ihr und der Mutter den Gruß verſagte. Sie ſah ſich ſuchend um, ob ſie vielleicht doch noch komme; dabei erblickte ſie Huldreich, der ſoeben über die letzte Stufe der Treppe herniederſtieg. Sie tat einen Schritt, als ob ſie ihm entgegeneilen wollte. In ihrem dunkeln Reiſekleid erſchien ſie ſehr bleich. Da ſprach Geßner ein paar eilige Worte zu ihr. Sie biß die Lippen zuſammen und ſtieg in den Wagen. Geßner folgte ihr raſch. Und ſchon knallte der Kutſcher mit der Peitſche, und der Wagen ſetzte ſich in Bewegung.

Rot war am Fuß der Treppe ſtehengeblieben. Es war nichts Auffallendes, daß er ſtillſtand, um die Reiſenden abfahren zu ſehen; aber wenn er das Sonderbarſte getan hätte, er hätte deſſen kaum achtgehabt. Er blickte ſtarr nach dem Wagen. Geßner und Frau Deutſch unterhielten ſich, als er abfuhr, Johanna ſaß ſchweigend auf ihrem Platz. Plötzlich erhob ſie ſich. Der helle Schleier, den ſie trug, wehte von ihrem Hute. Darunter rührte der Wind ihr reiches blondes Haar. Sie richtete ſich im Wagen zu ihrer ganzen ſchlanken Höhe auf. Die Hände, über die ſie die Handſchuhe noch nicht gezogen hatte, ſtützte ſie auf das geöffnete Verdeck. So ſtand ſie, den Blick auf Rot gerichtet. Sie winkte nicht und grüßte nicht. Sie ſah nur unabläſſig auf den Freund, aus deſſen Nähe der Wagen ſie trug. Rot vermochte ihre Züge nicht mehr genau zu unterſcheiden; aber es ſchien ihm, als ſtehe in ihren Augen eine heiße Angſt. Es war ihm, als müßte ſie den Wagen verlaſſen und mit ihren lautloſen, ſchwebenden Schritten zurückkommen: „Laß — laß mich nicht!“

Noch hing Rot dieſem Bilde nach. Da verſchwand der Wagen.

Johanna Deutſch war nicht zurückgekommen!

Nun erſt verließ Huldreich den Ort, wo er geſtanden hatte und begab ſich auf den Heimweg. Die Leute grüßten ihn, und er grüßte wieder. Er blieb auch bei einem Kinde ſtehen, das krank geweſen und das er hier und da beſucht hatte. Aber was er tat und ſprach, tat er wie im Schlafwandel. Noch immer hörte er das Entrollen des Wagens und ertappte ſich auf der Tatſache, daß er auf Johannas Zurückkommen wartete. Nach einer Weile kam ihn wieder die Scheu an. Hatte er ſich jenen Menſchen aufgedrängt? War er ihnen zu unpaſſender Stunde nahegetreten? Er ſtand da, von ihnen verlaſſen, unbeachtet! Sie bedurften ſeiner nicht!

Er knüpfte den Rock zu. Ihn fröſtelte.

Es war noch nicht Winter, aber er war nahe. Eben jetzt hob auf den Bergen, auf die ſich Nebel ſenkten, ein Schneien an.

Die Schritte, mit denen Rot den Pfarrhaushügel erklomm, waren nicht ſo friſch und raſch wie ſonſt. Er ſtieg ein wenig mühſam bergan. Aber als er ins Pfarrhaus trat, nahm er ſich zuſammen.

Frau Jakobea rief ihn in die Stube. Da wappnete er ſich vollends. Er wollte ihr nicht zeigen, was ihm widerfahren war. So ging er mit heiterer Miene zu ihr hinein.

Sie reichte ihm einen Brief. Mirrlein ſchrieb von ihrer Heimkehr. Seit ihrem Fortgehen hatte in jedem Briefe vom Heimkommen geſtanden, und ſie hatte oft geſchrieben. Nun ſollte ſie zu Weihnachten wieder in Waldenz eintreffen. Huldreich las den Brief.

„Es iſt wie immer,“ ſagte Frau Jakobea neben ihm, „dein Name iſt das Wort, das am häufigſten im Briefe ſteht. Du biſt das A und das Z in des Mädchens Leben.“ Sie ſah ſcharf auf den Sohn, während ſie das ſagte.

Huldreich lächelte und errötete gleichzeitig. Die Worte der Mutter brachten ihn zur Erkenntnis, daß er ſoeben den Brief geleſen und doch kein Wort von ſeinem Inhalt erfaßt hatte. Da fiel ſein Blick eben noch auf ein paar Worte, die am Ende des Schreibens als Nachſchrift angehängt worden waren, gleichſam als ob ſie nur ſcheu, halb wider Willen ſich noch hineingeſchlichen: „Kommt Fräulein Hartmann noch oft?“

Huldreich gab der Mutter den Brief zurück. „Sie hängt an uns beiden,“ ſagte er zu ihr, aber es kam ihm nicht aus dem Herzen. Seine Gedan-

ken waren anderswo. Er fand einen Vorwand, das Zimmer zu verlassen, dann ging er über den Flur und trat in seine Arbeitsstube. Mit dem Vorsatz zu arbeiten trat er ein, aber das Fenster lockte ihn an, als er zu seinem Tisch treten wollte. Er ging hin und lehnte an der nackten Mauer. Der Tag war grau, keine Sonne legte ihren freundlichwarmen Schein in die tiefe Nische. So bekam das Fenster etwas von der Kahlheit einer Kerkerluke. Draußen hob ein Sturm an, der von Norden herniederbrach. Er hatte keine welken Blätter mehr fortzutragen, Vorgänger hatten das besorgt; aber es war doch, als reiße er allerlei mit sich fort, was das Tal verschönt hatte, frisches Laub, das Grün der Matten, Sonne und Wärme, Freude und Lebensmut. Wie ein rauschendes, überhastetes Wirbeln war es, und doch sah das Auge es nicht, nur die Gedanken spiegelten das Bild. Auch das Entrollen eines Wagens tönte noch immer in diese Gedanken hinein. Huldreich stand da und erinnerte sich, daß er verlor und verlor, und wunderte sich, was er noch verlieren sollte. Dann dachte er an Mirrleins Brief, nicht um der Schreiberin, wohl aber um der Worte willen, die am Schluß standen. Diese Worte entrissen ihn plötzlich seiner Versunkenheit. Noch war keine Klarheit in seinem Verhältnis zu Meta Hartmann geschaffen! Ob sie heute kam, damit er sich mit ihr aussprechen konnte? Wenn er Meta gewann, was durfte er sich grämen um die andern? Gewann? Er besaß sie doch schon! Und war kleingläubig und fühlte sich allein? Nein doch, nein! Die Angst, die ihn manchmal bedrängte, war falsch, diese seltsame Angst, daß im Grunde nur Äußerlichkeiten Menschen an Menschen bänden!

Er verließ das Fenster und begann in der Stube auf und nieder zu gehen. Ganz ähnlich wie vor Jahren im Garten des Rotschen Hauses zu Neuburg legte er die Hände auf den Rücken und dachte über die Zukunft nach. Er erinnerte sich jenes Auf- und Abschreitens und seiner damaligen Gedanken, während er jetzt wieder hin und wider schritt. Mächtige Wellen der Zuversicht hatten damals in seinem Innern gewogt. Er erschien sich als ein Diener der Menschheit, von dessen Händen vielen Gutes kommen sollte. Und nun? Es war nicht alles in Erfüllung gegangen, was er gehofft hatte! Aber — war nicht doch viel Schönes an seinem Wege gewesen? Und die Ziele waren noch dieselben! Es galt nur, den Mut nicht zu verlieren.

Sein Schritt wurde leichter und rascher, während er sich so erging. Sein Kopf, der geneigt gewesen, hob sich. Lange setzte er sein Auf- und Abwandern fort, aus der Dämmerung der inneren Stube gegen die Helle der Fenster und aus der Helligkeit in die Dämmerung zurück. Es war das Bild seines eignen Empfindens, wenn seine Gestalt sich aus dem Dämmer des Zimmers löste. Sein Gesicht erhellte sich. Und so wie sein Äußeres ins Licht trat, so erhob sich sein Mut neu aus dem Dunkel seiner Zweifel.

Nach einer Weile setzte er sich, um zu arbeiten, erledigte ein paar Briefe, ging aus und kam zur Mahlzeit zurück. Die Regelmäßigkeit, mit der die Stunden des Tages mit ihren Pflichten vergingen, gab ihm sein Gleichgewicht wieder.

Der Nachmittag verging in den Abend. Er wunderte sich, daß Meta nicht kam. Dann tat er noch einen kurzen Gang zum Gemeindevorsteher, halb vielleicht in der Hoffnung, das Mädchen auf dem Wege zu treffen. Die Hoffnung trog. Den Gemeindevorsteher jedoch traf er zu Hause und besprach mit ihm die Angelegenheit, die ihn hergeführt. Jener war ein verständiger Mann und ihm wohlgewogen. Als Huldreich sich wieder zum Gehen wandte, begleitete er ihn unter die Haustüre und hielt ihn im Gespräch noch fest. Es dunkelte bereits, aber die Straße lag noch in dem scharfen Lichte, welches der Dunkelheit vorausgeht. Jeder grobe Pflasterstein, der in die Gasse gesetzt war, erschien wie schärfer aus dem Grunde gerissen. Noch immer wehte der rauhe Wind und ein feiner Regen stäubte nieder.

Durch die Straße herauf kam Steiner, der Wegknecht. Er trug den Steinhammer über der breiten Schulter, den Rock danebengeworfen. Sein Gang war schwer und breitspurig. Sein Bart war etwas grauer geworden. Als er des Pfarrers ansichtig wurde, lachte er ihn von weitem an. Er kam näher, zog den Hut vor den beiden Männern, sagte mit der tiefen, schönen Stimme ein biederes „Guten Abend" und ging vorüber.

„Da habt Ihr einen, der Euch nicht mag," sagte der Präsident zu Rot, als jener vorüber war.

„Wieso?" fragte Huldreich. Das Wort war ihm wie ein Stich ins Herz gefahren.

„Er mag die Leute nicht, die ihm auf die Finger schauen," fuhr der andre fort, dann, weil er sah, daß der Pfarrer auf eine bessere Erklärung wartete, erzählte er: „Er hat es Euch krumm genommen, daß Ihr ihn wegen seiner Faulheit zur Rede gestellt habt. Er spricht übel von Euch.

Ein treuer Wächter. Radierung von J. Ferazzini.

Der Pfarrer ſtecke die Naſe in alles, iſt eine ſeiner ſchönen Redensarten. Ein Narr und Weltbeglücker ſei der Pfarrer, iſt eine andre."

Der Bauer war aufrichtig und hielt nicht hinterm Berge mit dem, was er wußte.

Huldreich biß die Lippen zuſammen. Sein erſter Gedanke war, jenem nachzueilen. Er mußte ihn fragen: Was habe ich dir getan? Ich will nur dein Beſtes! Nur helfen wollte ich dir!

„Ihr müßt dergleichen nicht ſchwer nehmen, Herr Pfarrer," ſagte der Vorſteher neben ihm. „Ich weiß auch ein Lied zu ſingen, wie ſie mit einem umſpringen, man mag es noch ſo gut im Sinne haben."

„Dennoch werde ich mit ihm reden," erwiderte Huldreich. Er hatte kaum auf des andern Wort gehört, ſondern ſagte das mehr aus ſeinen eignen Gedanken heraus. Dabei verabſchiedete er ſich und machte ſich auf den Heimweg. Tauſend Gedanken ſtürmten auf ihn ein. Erkannten die Menſchen keinen guten Willen, ertrugen ſie keine Aufrichtigkeit mehr?

Zuweilen, während er den Hügel hinanſtieg, hielt er inne und ſah ſich um. Ihn ſchwindelte. Es war ihm, als ſei ein Wanken ringsum.

Mit Gewalt ſchüttelte er dann Zweifel und Qual von ſich ab. Und er *wollte* ſie alle zurückgewinnen, deren Verluſt ihm drohte. Mit ſeiner Liebe wollte er es! Er ließ ſie nicht!

Als er zu Hauſe ankam, hatte er Faſſung und Ruhe wiedergewonnen. Er fragte Anna, die Magd, ob jemand dageweſen ſei.

„Niemand als der Briefträger," antwortete ſie. Was dieſer gebracht, fand Huldreich auf ſeinem Pulte. Obenauf lag ein Brief, deſſen Aufſchrift ihm wohlbekannt war. Meta Hartmanns Hand! Seine Finger zitterten, als er den Umſchlag öffnete. Er wurde dieſes Zitterns inne, noch bevor er las. Da zwang er ſich, den Brief ungeleſen niederzulegen und gab ſich Rechenſchaft. Er fürchtete, daß der Brief Unliebes enthalten könnte! Zweifelte er an Meta? Weil er Enttäuſchungen an andern erlitten hatte! Sie liebte ihn! Und er zweifelte an ihr! Er kam ſich klein und ſchwach vor. Er *mußte* über ſich ſelber Herr werden, wenn er des Vertrauens der andern würdig ſein wollte! Sonſt ſchied ihn ſein eignes Mißtrauen von jenen, nicht ihr Abfall! So züchtigte er ſich in Gedanken ſelbſt, ließ den Brief ungeleſen, bis er ruhig geworden war. Dann entnahm er ihn ſeinem Umſchlag. Er enthielt nur wenige und mit haſtiger Hand hingeworfene Zeilen.

„Ich komme nicht, dieſer Tage, kann nicht kommen. Der Vater weiß um das, was zwiſchen uns iſt. Sein ganzer Zorn liegt auf mir. Schweige jetzt um meinetwillen, habe Geduld und warte ab! Ich denke Deiner in großer, ſchmerzlicher Liebe. Meta."

Huldreich erſchrak nicht, als er das las. Er war ein innerlich ſtarker Menſch. Er wollte ruhig ſein, wollte nicht zweifeln! Er begann ſich alles klarzulegen. „Ich denke Deiner in großer, ſchmerzlicher Liebe," ſchrieb Meta. Konnte er mehr begehren? Zeigte dieſes Wort nicht, daß die Geliebte zu ihm gehörte? Das Wort war wie ein Fels. Keine Stürme des Schickſals und keine Fluten der Zweifel riſſen ihn hinweg. Meta liebte ihn, keinen andern!

Nachdem Huldreich die Gewißheit gefunden hatte, daß er Meta noch immer beſaß, begann er von dieſem ſicheren Grunde aus zu betrachten, was war und werden ſollte. Zuerſt bedrängte ihn der Gedanke, daß Meta um ſeinetwillen litt. Er machte ſich abermals Vorwürfe, daß er nicht längſt einen Entſcheid herbeigeführt und mit Hartmann geſprochen hatte. Nun waren ihm aufs neue die Hände gebunden!

Mit dieſen letzten Gedanken kam ihn Unruhe an. Es litt ihn nicht mehr auf dem Stuhl. Er hob an auf und nieder zu ſchreiten. Meta verwehrte ihm, die Entſcheidung zu ſuchen! Ihr Brief verriet Angſt und Leid! Vielleicht kämpfte ſie um ihre Liebe und mußte dies allein tun! Sie verbot ihm, einzugreifen! Es gab keinen Weg, als zu warten, zu warten. Dieſes untätige Warten aber war — ſchwer!

Neue Gedanken kamen. Und Magdalena Gredig und der Mann, der ſie getötet! Die Frauen, die heute Waldenz verlaſſen hatten! Und der Wegknecht, der ihn verläſterte!

Es war vieles, was in dieſen Tagen geſchah. Huldreich ſann und ſann. Und dann nahm er ſeine Kraft zuſammen. Wie ein Meer rauſchten die Geſchehniſſe um ihn. Nun teilte er die Wellen, die wild und ſtark waren und hart wider ſeine Bruſt ſchlugen. Er ſchwamm mit rüſtigen Armen. Er — überwand ſie.

Wirklich wie ein Schwimmer war Huldreich Rot, während er ſo mit den Ereigniſſen ſeines Lebens ſich abfand. Er kämpfte einen mächtigen Kampf da oben in ſeiner Stube. Er dauerte ſtundenlang. Als die Magd ihn zum Eſſen rief, ließ er ſagen, daß er zu arbeiten habe und nicht hungrig ſei; die Mutter möge ihn nicht erwarten. Noch einmal aber wurde er nach langem, inne-

rem Zwiſt ruhig und zuverſichtlich, weil ihm ſchien, daß er es ſein müſſe, um der Menſchenliebe würdig zu ſein, die er ſuchte. —

Inzwiſchen ſtritt auch Meta Hartmann ihren Kampf. Er hob jeden Tag aufs neue an, während Huldreich ohne Nachricht blieb.

Hans Sidler, der Gaſt des Hartmannſchen Hauſes, reiſte ab. Der Säger ging mit ihm bis zur nächſten Bahnſtation und bewies damit, wie hoch er ſeinen Gaſt wertete. Am Nachmittag kam er zurück, fragte nach ſeiner Tochter, und als er hörte, daß ſie auf ihrem Zimmer ſei, ſtieg er, ohne Hut und Überrock, die er auf der Heimfahrt getragen, abzulegen, zu ihr hinauf.

Draußen war unruhiges Wetter. Der erſte Schnee lag auf den Bergen, Weſtwind aber hatte eine kurze Aufheiterung bewirkt. Die Wolken eilten, von einem in höheren Luftſchichten herrſchenden Sturm gejagt, über das Tal. Zuweilen gaben ſie eine weiße, furchtſame Sonne frei. Dann fiel ein bleiches Licht in Metas ſchönes Zimmer.

Sie hatte untätig am Fenſter geſeſſen. Sie ſaß nun häufig ſo ſinnend und zur Arbeit nicht aufgelegt umher. Doch ſtand ſie manchmal plötzlich von ihrem Stuhl auf, ging an den kleinen Schreibtiſch hinüber oder zum Bücherbrett oder zum Schrank, als ob ſie etwas zu beſorgen hätte, und kehrte doch immer wieder auf ihren Stuhl zurück. Ihr Geſicht war wachsbleich, ſogar die Lippen waren weiß, unter den Augen lagen Schatten. Während ſie ſonſt viel Sorgfalt auf ihr Äußeres verwendete, war dieſes jetzt nachläſſig. Sie hatte ein ſchwarzes, zertragenes Kleid an, nahm ſich nicht die Mühe, dasſelbe, das ſie frühmorgens trug, an ein beſſeres zu wechſeln. Ihr Haar war wirr, unſchöne Strähnen fielen in den Hals.

Meta Hartmann war mit ſich ſelbſt zerfallen. Sie beſaß ſonſt Selbſtbewußtſein. Nun hatte ſie es verloren. Sie erſchien ſich klein, verächtlich! Wenn ſie immer wieder vom Stuhle aufſtand, ſo geſchah das, weil ihr das Gefühl der inneren Unzufriedenheit plötzlich unerträglich wurde, weil ſie es durch das Aufſtehen gleichſam leiblich für einen Augenblick von ſich abſchüttelte. Sie war ſich klar, daß ſie Huldreich Rot untreu war, nicht in Worten und Taten, nur in Gedanken. Das hatte ſie in den letzten Tagen gelernt. Es ſchien ihr etwas Elendes um dieſe zaghafte, heimliche, wachſende Untreue. Darin lag ſie: immer wieder kamen ihr die Vergleiche. Dort das Leben in der Großſtadt, das ungeſorgte, in großen Zügen atmende, nach außen üppige, das ſie liebte, hier Zweifel, Kämpfe, Unbequemlichkeiten, Nöte! Sie merkte, wie ſie ſich ſelbſt zuſprach, weshalb ſie nicht das Leichte, Behagliche gegen das Schwere und Widrige eintauſche. Die Waagſchale ging hinauf und hinab, und jeden Tag ſchien ſie ein bißchen mehr zugunſten — Sidlers zu ſinken. Und dennoch liebte ſie Huldreich! Wenn ſie ihn vor ſich ſah, tat ihr das Herz bitterlich weh, und ſie legte die Finger ineinander und preßte ſie zuſammen, daß ſie ſchmerzten. Mein Gott, warum war der Weg nicht glatt zu ihm, zu ...

Es klopfte an der Tür. Sie erſchrak ſo heftig, daß ſie zu antworten vergaß.

Hartmann trat ohne ihr Herein ins Zimmer. Die Spuren der Fahrt lagen leicht auf ſeinem grauen, weichen Hut und ſeinem Anzug. Den Hut behielt er auf, nur den Überrock nahm er ab, legte ihn beiſeite und trat zum kleinen Diwan an der Wand, wo er ſich niederließ. Gegrüßt hatte er beim Eintritt.

Meta fühlte, daß ihr heiß wurde. Der Beſuch hatte Wichtigkeit.

„Ich bin mit Sidler weit gefahren," ſagte er, als ob ſie es nicht wüßte.

Sie antwortete nicht, legte die Hände in den Schoß und wartete, was weiter kommen werde.

„Er läßt dich noch grüßen," fuhr Hartmann in trockenem Ton fort. Dann zog er wieder ſeine Brieftaſche hervor, nahm den Bleiſtift zur Hand und begann geſchäftliche Notizen zu machen, ganz gemächlich, als ſei er gerade deshalb hierher gekommen. Und ganz gemächlich und trocken machte er nebenbei und in Pauſen ein paar Bemerkungen. „Du haſt ihm gut gefallen! — Ob er wieder kommen ſoll, mußt du ſelber entſcheiden." — „Du kannſt es mir ſagen, wenn du dich entſchloſſen haſt." — „Ich an deiner Stelle würde nicht lange warten."

Metas Hände zuckten. Es lag wie ein Zwang in des Vaters Worten! Sie geriet in eine ſeltſame Erregung. Ihre Naſenflügel blähten und ſchloſſen ſich. Sie wußte nicht, was antworten, ſo viel hatte ſie zu ſagen. Sie war keine Ware, die man verhandelte! Der Vater hatte kein Gefühl! Er war ein — — —

Inzwiſchen erhob ſich Hartmann ſchon, ohne Eile, in ſeiner breiten Weiſe. Er ſteckte den Bleiſtift ein, ebenſo die Brieftaſche. Dann nahm er den Überrock auf und ging der Tür zu, läſſig, aber zufrieden, als ob abgewickelt ſei, was nötig war.

Da erſt fand Meta Worte. Sie ſtand auf. „Ich

werde ihn nicht nehmen," sagte sie zornig, das Gesicht heiß überloht.

Hartmann tat die Tür hinter sich zu, als ob er nicht gehört hätte. In seinem ruhigen Hinausgehen allein schon lag die halb brummige, halb spöttische Beschwichtigung: Das werden wir sehen, nach und nach.

Als er gegangen war, weinte Meta. Die Tränen kamen ihr wider Willen. Sie waren auf dem Gipfel der inneren Zerworfenheit der naturnotwendige Ausbruch, obschon sie keinerlei Erleichterung brachten. Dabei wußte sie eines: Als sie das „Ich werde ihn nicht nehmen" in allem Groll, aller Erregung herausgestoßen hatte, selbst da noch, hatte sie gefühlt, daß es nur ein Wort, kein Entschluß war. Und noch immer peinigte sie die Erkenntnis ihrer Kleinheit.

Sie weinte, bis ihr schönes Gesicht rote Flecken hatte. In ihren Tränen war soviel Zorn als Kummer.

(Fortsetzung folgt.)

Sizilien, die Sonneninsel.

Von Alice Perbellini.

„Primavera Siciliana" heißt die Zauberformel, die vor unsern Augen eine lange Reihe bunter Bilder — eines schöner als das andere — erstehen läßt. Wo fang' ich nur an? Die Gedanken sind frei, ich kann von einer Ecke nach der andern hüpfen, ganz nach Belieben: neben einen wuchtigen griechischen Tempel kann ich den schneebedeckten, rauchenden Aetna setzen, oder einen tropisch anmutenden Park, eine arabische Moschee oder die musivischen Wunderwerke der Normannenzeit, dazu das blaue Meer, den blauen Himmel, strahlende Sonne und tausend Blumen, die uns in allen Farben wunderbar entgegenleuchten. Welche Freude, die ersten „Goldorangen im dunkeln Laub glühn" zu sehn! Die Zitronen sind ja ganz blaß daneben.

Der Frühling ist uns vorausgeeilt, und nun fahren wir durch eine sonnige Farbenpracht. Grüne Felder und Weiden wechseln mit Orangen- und Zitronenhainen. Dicht beieinander stehen die schwer beladenen Bäume. Die dunkeln Äste der Pfirsichbäumchen sind überschüttet mit duftigen Blüten. Häuser und Terrassen prangen im Schmuck ihrer Glyzinentrauben. Große wildwachsende Geranienbüsche sind mit rosa Blüten übersät. Inmitten dieses grünen fruchtbaren Reichtums machen die großen Kaktus- und Agavenhecken noch nicht den melancholischen Eindruck einer ausgetrockneten, dürren Öde, nur „Süden" flüstern sie uns zu. Das Meer, unser treuer Begleiter, ist bald in nächster Nähe, bald versteckt hinter Bäumen oder Landzungen.

Auf der letzten Strecke fahren ein paar junge Sizilianer im gleichen Abteil, natürlich schwarzhaarige, dunkeläugige — nein, falsch geraten! Einer von ihnen ist groß, blond, hat blaue Augen, gewiß von normannischer Abstammung. Schade, daß er sich zuviel einbildet auf seine Erscheinung. Sie spielen Karten und sprechen einen für Uneingeweihte — seien es Italiener oder Fremde — unverständlichen Dialekt, ein Gemisch aus Italienisch, Griechisch, Arabisch, Normannisch, Spanisch, den vielen Völkern entsprechend, die sich dieser gesegneten Insel zu bemächtigen suchten.

In der Ferne grüßt der Monte Pellegrino, das Wahrzeichen Palermos, und heißt uns willkommen in der Hauptstadt.

Palermo.

Schon Palermo allein bietet eine Fülle von abwechslungsreichen Eindrücken. Die Hauptstraßen einer so großen Stadt sind natürlich sehr belebt. Die Südländer kennen noch die Kunst „Zeit zu haben" und stehn und schlendern gemächlich in den schnurgeraden Corsi umher. Auf Schritt und Tritt treffen wir Blumen-, Fisch- und Kartenverkäufer, die ihre Waren aus vollem Halse ausschreien. Kinder hätten ihre helle Freude an all dem Straßenlärm, Erwachsenen macht es wenig Spaß.

In den engen Gassen der Altstadt fragen wir uns fast: Sind wir auf der Straße oder in den Wohnungen selbst? Überall sind Schuster, Klempner und wie die Handwerker alle heißen, Frauen mit Näharbeiten, spielende Kinder — natürlich fehlt auch die bunte Wäsche nicht. Ein Blick in die dumpfen Wohnungen erregt unser Mitleid; und doch . . ., und doch sind diese Leute vielleicht nicht weniger glücklich als die aufgeklärten „untern Schichten" anderer Städte, die in der Verbesserung ihrer Lage keine Grenzen mehr finden und so nur unzufrieden sind. Die südliche Sonne hilft über manches hinweg; es soll in Sizilien keinen Tag ohne Sonne geben. —

An den großen schönen Quaianlagen gleitet der Blick über das Meer, das leicht bewegte, ewige, das blaue Mittelmeer. Wie viel Schiffe haben seine Wogen getragen! Vom sagenhaften Nachen des Odysseus bis zu den Wundern der